

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 11.

Düsseldorf, den 12. März.

1905.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. — Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau. — Land. — Eine Spägenpredigt. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IV, 1—11. In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Bänne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben; Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stohest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

I.

Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben (Matth. 20). Diese Worte, die der Herr einst an Seine Jünger gerichtet, um sie auf Sein bitteres Leiden und Sterben vorzubereiten, — diese Worte, lieber Leser, richtete die Braut des göttlichen Erlösers im Evangelium des verfloffenen Sonntags an ihre Kinder, um sie einzuladen, während dieser heiligen Fastenzeit den Heiland mit liebendem, teilnehmendem Herzen nach Golgatha zu begleiten.

Ich bin überzeugt, lieber Leser, daß auch Du freudig bereit bist, dieser Einladung unserer heiligen Mutter zu folgen, die uns versichert, daß gerade aus der Betrachtung des bitteren Leidens unseres Erlösers die reichsten Früchte für das christliche Leben zu erzielen seien.

Eine sehr wertvolle Bemerkung macht hierzu der große hl. Kirchenlehrer Thomas von Aquin: Bei der Betrachtung des bitteren Leidens Jesu (sagt er) darf man nie vergessen, daß der Herr, obwohl Er für alle gelitten, doch jeden von uns insbesondere im Auge gehabt und einem jeden insbesondere die Frucht Seiner Leiden so reichlich, so vollkommen zugeeignet hat, wie wenn Er einzig und allein für jeden insbesondere gelitten hätte und gestorben wäre, und als wenn der Frucht Seines Opfertodes jeder aus uns allein — mit Ausschluß aller übrigen Menschen — teilhaftig würde. Darum (fährt St. Thomas fort) muß jeder aus uns das Leiden des

Herrn auch so betrachten, als wenn es nur für ihn erduldet worden wäre, und zwar wegen der Liebe, die den Herrn bewog, für uns zu leiden und zu sterben, damit dankbare Gegenliebe in unserm Herzen entzündet werde gegen Ihn, „der uns geliebt und gereinigt hat von unsern Sünden mit Seinem Blute“ (Offenb. 1).

Und so richten wir denn heute unsere Schritte zu dem Palaste des Hohenpriesters Kaiphas, wo wir unsern Erlöser, wie einen Verbrecher mit Stricken gebunden, vor einem Richter stehen sehen, der, von wahrhaft teuflischem Hasse erfüllt, im Begriffe steht, das ungerechteste Urteil zu fällen.

Ein prophetisches Vorbild dieses Gerichtes finden wir in den heiligen Büchern des Alten Testaments. Das Opfer jenes Gerichtes war der unschuldige Nabot, wie uns das dritte Buch der Könige berichtet. In der Nähe des Palastes des gottlosen Königs Achab zu Jezrahel hatte dieser gottesfürchtige Israelit einen Weinberg, den der König für sich wünschte, um wegen dessen günstiger Lage in der Nähe des königlichen Palastes einen Garten daraus zu machen. Deshalb ließ er eines Tages den Nabot zu sich entbieten, äußerte kurz seinen Wunsch bezüglich des Weinbergs und ließ dem Besitzer die Wahl zwischen einem Tausch- oder einem Kaufvertrag. Allein Nabot weigerte sich dessen als gewissenhafter Israelit, weil nämlich nach den Vorschriften des Mosaïschen Gesetzes die väterlichen Erbgüter nicht veräußert werden durften. Ob dieser Weigerung des gewissenhaften Mannes geriet der König in den heftigsten Zorn, den er auch vor seiner Gattin Jezabel nicht zu verbergen vermochte. Was tut nun diese, eines so gottlosen Königs durchaus würdige Frau? Sie bedient sich des Namens und Siegels des Königs und bildet ein außerordentliches Gericht aus den verworfensten Aeltesten des Volkes und läßt den unglücklichen Nabot vor sie führen. Sie läßt ihn durch zwei falsche Zeugen, die sie selbst „Kinder des Teufels“ nennt, anklagen, er habe Jehova gelästert und den König beschimpft; sie läßt den frömmsten Mann, den getreuesten Untertan, den es damals in Israel gab, zum Tode verurteilen, um ihn zu berauben und sich und ihren Gemahl in den Besitz seines väterlichen Erbes zu setzen. (3. Kdn. 21).

Welch' ein ungerechtes, schändliches Gericht! Und doch war es nur das prophetische Vorbild jenes Gerichtes, in welchem die wahre Jezabel, das jüdische Volk, um den wahren Achab, Kaiphas, zufrieden zu stellen, den wahren Nabot, Jesus Christus, durch falsche Zeugen anklagen und durch ungerechte Richter verurteilen ließ — um Ihn Seines Weinberges (des Hauses Israel) zu berauben, als dessen rechtmäßigen Erben wenige Tage vorher Jesus Sich Selber in dem bekanntesten Gleichnisse so deutlich bezeichnet hatte, daß der Evangelist hinzufügt: „Die Hohenpriester und die Pharisäer und Schriftgelehrten merkten, daß Er (Jesus) mit diesem Gleichnisse sie (als die habgierigen und mordlustigen Winger) gemeint habe, und suchten in jener Stunde Hand

an ihn zu legen; allein sie fürchteten die Volksharen, die ihn für einen Propheten hielten“ (Luk. 20).

In jenes schreckliche Gericht, das im Hause des Hohenpriesters Kaiphas versammelt ist, wollen wir also, lieber Leser, unserm göttlichen Erlöser folgen: Die Richter, die Zeugen und deren falsche Anklagen gegen unsern Herrn sollen der Gegenstand unserer Betrachtungen sein, — aber vor allem unser Erlöser, wie Er vor dieses Gericht zwar als ein Verbrecher geschleppt wird, den Niemand zu verteidigen wagt, aber anderseits sich selbst als Richter zeigt und redet; wie Er, ein Opfer der menschlichen Leidenschaften, die Absichten Seiner Feinde vereitelt, indem Er sie den Seinigen dienstbar macht.

So ist das Leiden unseres Herrn einerseits zwar der ernie- drigendste Abschnitt aus Seiner Lebensgeschichte, — ander- seits aber auch der herrlichste und glorreichste: der „Menschen- sohn“ zeigt sich darin schwach und ohnmächtig, als Thor be- handelt und als Weiser bewundert, als Knecht und als Gebieter, als Angeklagter und als Richter! Er läßt sich herab bis zu dem letzten Grade des Schmerzes und der Pein, der Schmach und der Verachtung, — aber Er erscheint auch wieder umgeben von den glänzensten Be- weisen der Weisheit, der Macht und Herrlichkeit Gottes! Gerade die Umstände Seines Leidens und Todes bewei- sen mehr, als Sein ganzes übriges Leben, daß Er wahr- rer Mensch und wahrer Gott ist. S.

Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau

führt aus: Geliebte Diözesanen!

Wieder naht sich uns die gnadenreiche Zeit, die mehr als andere Zeiten der Reinigung und Heiligung unserer Seele, dem Ausbau und Schmucke des Gottestempels in unserm Innern geweiht sein soll. Ist es mir immer eine liebe Pflicht, vor Beginn der heiligen Fastenzeit ein Hirtenwort an euch zu richten, so doppelt in diesem Jahre, da mein Herz noch voll ist von den erhebenden Eindrücken und tröstlichen Erinnerungen, die es von meinem jüngsten Besuche der Grä- ber der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unseres heiligen Vaters in die Heimat zurückgebracht hat.

Zwei hohe Kirchenfeste waren es, die mich in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres zu dem Siege des obersten Hirten der katholischen Christenheit, zu dem Mittelpunkt der katholischen Einheit zogen; an zwei erhabenen Feiern wollte ich, da der Wunsch des heiligen Vaters und meines Herzens Sehnen sich begegneten, teilnehmen. Auf das eine haben wir uns ein ganzes Jahr hindurch in frommen Übungen und freudiger Erwartung vorbereitet, und haben eure Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenschreiben noch am Vorabend eindring- lich hingewiesen: die fünfzigste Jahresfeier des denkwürdigen Tages, an dem Papst Pius IX. unter dem jubeln- den Beifall des katholischen Erdkreises die kirchliche Lehre von der unbefleckten Empfängnis der allzeit jung- fräulichen Gottesmutter Maria verkündete. Ihr selbst habt diese Erinnerungsfeier in euren heimatischen Kirchen festlich begangen und um eure Hirten geschart, den Ehrentag der Mutter der Christenheit auf das schönste verherrlicht. Freu- dig bewegten Herzens vernahm ich in der Ferne von der Größe eures Eifers und der Innigkeit eures frommen Sinnes. — Das andere Fest in jenen Romtagen, gleichsam der Abschluß und die Krönung der gnadenreichen Zeit des verfloffenen Jubeljahres, war die feierliche Heiligprechung der beiden Diener Gottes, des seligen Alexander Sauli und des seligen Gerhard Majella. Diente die Marianische Jubelfeier der inneren Erneuerung und Hei- ligung im Aufblicke zu dem ungetrübten Glanze der Heilig- keit und Reinheit, in der sich uns das auserwählte Gefäß darstellt, durch das sich Gottes eingeborener Sohn zu uns herabließ, so führte uns die Ehrung zweier treuer Diener Gottes in jene geheimnisvolle Werkstätte der Heiligung in der Menschenseele und zeigt uns den Geist Gottes in seiner stillen, wunderbaren Tätigkeit, die das Herz des Menschen umgestaltet nach dem Bilde jenes gottmenschlichen Herzens, das Gott selbst als den Gegenstand seines Wohlgefallens zweimal feierlich bezeichnet hat.

Könnte ich, noch erfüllt von diesen Gedanken und Ein- drücken, im Innern des Herzens verschließen? Reichen sie sich nicht so schön ein in die Anregungen, die uns die hei- lige Fastenzeit geben soll? Mahnt uns doch jene Heiligpre- chung, mahnen uns die neuen Heiligen an die höchste Auf- heiligung. Und wie mächtig pocht diese Mahnung an unser gabe unseres Lebens: „Das ist der Wille Gottes, eure

Herz, wenn wir das Leiden und Sterben unsers Herrn be- trachten!

Schon die Feier der Heiligprechung selbst und die heiligen Gebräuche, unter denen sie von dem Oberhaupte der Kirche vollzogen wird, sind ein feierlicher Hinweis *ubi et orbi d. i.* vor der ewigen Stadt wie dem weiten Erdkreise auf das, was das einzige und ausschließliche Ziel des gesamten Wir- tens der Kirche ist, die Heiligung der Seelen. Sie ist ein Ruf an uns alle: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“

Die Erde ist der Kampfplatz der Heiligkeit; hier muß sie errungen werden und im ernstesten Streite sich bewähren, um dereinst dort oben gekrönt zu werden. Dieses Ringen findet statt inmitten der irdischen Dinge, die uns umgeben, inmitten der irdischen Aufgaben, die wir hier zu erfüllen haben. Nat- ürliches und Uebernatürliches vereinigen sich also, um uns zu unserem Ziele zu führen, zu der Heiligkeit, zu der uns Gott berufen hat. Sanct Peters Dom strahlte bei der Heilig- sprechungsfeier im Glanze unzähliger Kerzen; aber wie das natürliche Licht der Sonne, das gedämpft durch die Kirchen- fenster fiel, mit dem Kerzenlichte zusammenfloß und den gan- zen weiten Raum in prächtiger Beleuchtung erscheinen ließ, so ordnet sich im christlichen Ringkampfe um die Heiligkeit das Natürliche in das Uebernatürliche ein. Wir brauchen nicht die Augen zu schließen für die Dinge, unter denen wir leben; aber wir sollen sie zugleich offen halten für die Dinge, die uns erwarten, wenn wir von jenen scheiden. Wir sollen schaffen und arbeiten, wo immer uns im Haushalte dieser Zeit der Pfad angewiesen ist, und nichts soll unserm Herzen fern stehen, was immer auf Erden unserer Liebe und unsers Strebens wert ist; aber wenn die Tore der Ewigkeit sich vor uns öffnen, soll auf den Schwingen heiliger Sehnsucht unsere Seele emporsteigen, um in die Arme Gottes zu eilen und in ihm den ewigen Frieden zu finden. Wie schön sinnbildet doch, geliebte Diözesanen, diese Wahrheit der sinnige Ge- brauch, bei der Heiligprechungsfeier mancherlei Vögel herbei- zubringen und sie aus ihrem Nistg zu entfliegen zu lassen! Ja, noch mehr, die schöne Feier der Heiligprechung stellt vor den Augen der streitenden Kirche, vor dem Blick des stannenden Diesseits gleichsam dar, was im Jenseits sich vollzieht, wenn seine Schranken überschritten sind. Es ist als ob der gewalt- tige Geisterkampf, der die Zeiten erfüllt, sich vor uns sichtbar abspielt und in den Gebräuchen irdischer Kriege sich unsern Augen darstellt. Wie am Abend eines siegreichen Schlacht- tages der Feldherr die Tapfersten der Tapfern hervorrufft und vor dem ganzen Heere Kreuz und Stern an ihre Brust heftet, so ruft die Kirche die tapfern Glaubenskrieger vor sich, um im Angesichte der ganzen Welt ihren mutigen Tu- gendkampf zu ehren; und wie dort nur die persönliche Tapfer- keit, nicht die Stellung im Kriegsheere gewürdigt wird, so gilt auch hier nur die Tugend, nicht der Stand, gilt nur das, was vor Gott und vor der Ewigkeit Wert hat, nicht der eitle Vorzug in der flüchtigen Zeitlichkeit. So erscheint denn die Heiligprechung gleichsam im Lichte jenes Tages, an dem der göttliche Richter Spreu und Weizen scheidet und die Tenne des himmlischen Hausvaters reinigen will, wo er den Kampf des Lichtes mit der Finsternis, der Wahrheit mit dem Jertum, der Gnade mit der Sünde beendigen wird. So ist die Heiligprechung eine eindringliche Mahnung, nach dem Beispiele der Heiligen nach Heiligkeit zu streben.

Urbild und Vorbild aller Heiligkeit ist Christus, der von sich selbst sagt, daß „der Vater ihn geheiligt und in die Welt gesandt habe“. Nachbild seines heiligen Lebens und zugleich Vorbild für andere sind alle jene, die nach der Lehre des Apostels Christum in sich ausgestaltet haben. In dem Ur- bilde und Vorbilde aller Heiligkeit wollte der große Papst Leo XIII. die gesamte Christenheit in all ihren Gliedern er- neuern. In seinem herrlichen Rundschreiben zur Jahrhundert- wende vom 1. November 1900 weist er gegenüber den Uebeln und Gefahren der Zeit auf denjenigen hin, „durch den wir das Heil erlangen müssen; denn in keinem andern ist Heil“, erinnert an seine Großtaten zur Erlösung und Rettung der Menschheit und stellt ihn der Welt vor als denjenigen, der da für uns alle ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Darum soll sich die Menschheit zu ihm zurückwenden, um für ihre Wunden Heilung, in ihren Nöten Hilfe zu finden und dem Abgrunde des Verderbens zu entgehen, dem sie in der Abwendung von ihm, seiner Lehre und Gnade zueilt. Dies- ses hält der große Papst besonders denjenigen vor, „die das Christentum verfälschen und statt seiner im Leben und Denken eine andere Lebensordnung ersinnen wollen“. Gleichen sie nicht jenen Zeitgenossen des Herrn, denen dieser den Vorwurf macht: „Ihr forscht in den Schriften, weil ihr glaubt, in ihnen ewiges Leben zu haben; sie sind es gerade, die Zeug- nis von mir geben, und ihr wollt nicht zu mir kommen, da- mit ihr das Leben habi?“ Wen sollte es nicht mit tiefer Wehmut erfüllen, zu sehen, wie so viele mitredlichem Streben sich bemühen, zu Christus zu gelangen, und statt dessen sich

immer weiter von ihm entfernen; wie sie mit dem Aufgebote so vieler Gelehrsamkeit und so großen Scharfsinns sein Lebensbild zu zeichnen suchten und es immer mehr verwischen; wie sie sein Lebenswerk angeblich von allem Menschenwerk befreien wollen und es vernichten! Nein, „es ist in keinem andern Heil“, ruft mit dem Apostelsfürsten Leo XIII. der suchenden Menschheit zu. Von ihm allein, dem göttlichen Worte, kommt alles Leben. Von ihm kommt das Leben der Natur; denn „alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was geworden ist“. Von ihm kommt das Leben in der Menschenseele; denn er ist gekommen, damit wir das Leben haben und es in Fülle haben. Darum „sollen wir an ihn glauben, damit wir das Leben haben in seinem Namen“. Ja, es kommt ohne ihn niemand zum Vater; denn „er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens“. Nur in und durch Christus gelangt der Mensch zur Gottähnlichkeit, d. h. zur Heiligkeit.

Noch war das Wort des großen Papstes, „Alles in Christo erneuern“, nicht verklungen, da nahm es sein Nachfolger im höchsten Hirtenamte, Papst Pius X., auf und machte es in seinem ersten Hirtenschreiben zu seinem Wahlsprüche. „Wir erklären“, so verkündete er in seinem Rundschreiben vom 4. Oktober 1903, „daß es in der Leitung der Kirche unser einziges Bestreben sein wird, alles zu erneuern in Christo, damit alles und in allem Christus sei.“ Alles in Christo erneuern heißt alle zum Gehorsam gegen Gott zurückführen, die Rechte Gottes in der Menschheit wieder herstellen, wie Leo XIII. sagte, so daß Christus das Sinnen und Trachten, ja das ganze Leben der Menschheit beherrsche; denn „Gott ist ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten“.

Die Gesamtheit der Menschen kann jedoch nur erneuert werden durch die Erneuerung des einzelnen, der Leib nur erneuert werden durch die Erneuerung der Glieder. Ein großer Antrieb hierzu sind aber die Beispiele derjenigen Christen, die den Anschluß an Christus und sein Leben in ihrem Leben gefunden und treu gepflegt haben; denn diese Beispiele besitzen mehr Gewalt, die Herzen zu bewegen, als Worte und Reden. Darum stellt uns der hl. Vater neue Vorbilder vor die Augen und ruft uns, auf sie hinweisend, zu: „Ihr sollt heilig sein, wie Gott heilig ist.“ Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Wie aber wurden diese beiden verstärkten Christenheiligen Heilige? Welcher Art sind die Tugenden, welche die Kirche am 10. Dezember v. J. in ihnen krönte? Wodurch haben diese neuen Helden unseres Glaubens es verdient, daß sie der Ehre der Altäre für würdig erklärt wurden? Welches sind die Wege, denen nachzuwandeln ihr Beispiel uns antreibt?

Geliebte Diözesanen! Wie der weiße Strahl des Sonnenlichtes sich im Wassertropfen in vielerlei Farben bricht und spiegelt, so strahlt das Licht der unerforschlichen Heiligkeit Gottes verschiedenfarbig aus den geschaffenen Menschen. Denn verschiedenartig sind nach der Lehre des Apostels die Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist; verschieden sind die Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allen wirkt.“

Den ersten unserer beiden neuen Heiligen, den heiligen Alexander Sauli, hat die bischöfliche Insel geschmückt, und das Leben ihres Trägers, so einfach es nach außen verlaufen zu sein scheint, ist mit dem Siegel der höchsten Tugend, dem Siegel der Liebe, bezeichnet. Der Eifer für das Heil der unsterblichen Seelen, die Liebe zu den Seelen, den nach Gottes Ebenbild erschaffenen, durch Christi Blut erlösten Seelen, sie verzehrten ihn und ließen ihn keine Ruhe finden. Mit 17 Jahren trat er in Mailand in den Orden der Barnabiten und widmete sich, zum Priester geweiht, mit glühendem Eifer der Seelsorge. Ein Mitarbeiter des großen heiligen Bischofs Karl Borromäus in dessen apostolischen Arbeiten, wurde er trotz seines Widerstrebens von dem heiligen Papste Pius V. im Jahre 1570 auf einen Bischofsstuhl der Insel Korsika berufen. Es war ein rauhes und undankbares Arbeitsfeld, in das der Gehorsam unsern Heiligen führte. Von unaufhörlichen Kriegen erschöpft, von nie endenden Fehden zerrissen, die Heimat leidenschaftlichen Hasses und unchristlicher Mordtate, war das Korsika jener Zeit gewiß weiter entfernt von dem Geiste christlicher Gesinnung und der Betätigung christlichen Lebens, als irgend ein anderes Land in Europa. Allem keine Schwierigkeiten waren im Stande, unsern Heiligen abzuschrecken. Mit den Worten des Westapostels auf den Lippen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn!“ hat er täglich den Mühsalen des Lebens wie den Schrecken des Todes Trost. Mit seinem unermüdbaren Eifer vermochte nur gleichen Schritt zu halten seine stets opferfreudige Wohlthätigkeit. Mit Tränen sah daher Korsikas Verwalter ihn, der wie ein Apostel unter ihnen gelebt und gewirkt hatte, von ihrer Insel scheiden, als ihn der Papst zum Bischof von Pavia ernannte. Hier wirkte er in gleich eifriger Hirtenarbeit noch ein Jahr; der 11. Oktober 1592 endigte seine Arbeiten. Mühen und Leiden, und er ging heim zu sei-

nem Herrn, dem er im Leben treu gedient, dessen Reich er unermüdblich in den Herzen der Menschen verbreitet, den er so sehr geliebt und in allem gesucht hatte.

Reicher vielleicht in auffälligen Zeichen und Wundern, aber weit schlichter nach außen vertief das Leben des zweiten Heiligen, dem am 10. Dezember vorigen Jahres die unentwegte Treue im christlichen Glaubensleben bezeugt wurde. Im Jahre 1726 zu Muro in Italien von frommen, aber armen Eltern geboren, gab Gerhard Majella schon als Knabe vielfältige Zeichen eines Berufes zu besonderer Vollkommenheit zu erkennen.

Mährend war seine kindliche Frömmigkeit, mit der er auch seine Altersgenossen zu erfüllen suchte. In der Schule war er ein Muster seiner Mitschüler und die Freude seines Lehrers, der ihn wegen seines Betragens und seiner Fortschritte besonders liebte. Als ihn dann sein Vater zu einem Handwerksmeister in die Lehre gab, war er auch in der Werkstatt ein Vorbild der Pflichttreue und der Geduld und wirkte die Arbeiten seiner Beherzeit mit den Übungen der Frömmigkeit und Gottesliebe zu verbinden. Früh starb sein Vater, und er mußte nun sein Handwerk ausüben, um sich und seine Mutter zu ernähren; treu erfüllte er seine Kindespflicht und unterstützte außerdem noch die Armen und Notleidenden, so viel er konnte. Auch versammelte er junge Leute um sich, die er in der Religion unterrichtete und zu einem tugendhaften Leben anleitete, wie er denn dem Schutze der christlichen Jugend eine ganz besondere Fürsorge zuwendete.

Dabei hielt er aber immer an seinem Vorsatze fest, Gott in einer religiösen Gemeinschaft zu dienen. Der erste Versuch, zu diesem Ziele zu gelangen, mißglückte. Nun trat er in den Dienst eines strengen Herrn, der ihn hart behandelte, gleichwohl blieb er bei ihm bis zu dessen Tode. Dann erst erfüllte sich sein Lebenswunsch; er wurde als Laienbruder in die Kongregation der Redemptoristen aufgenommen, in der er noch drei Jahre lebte, und unermüdblich, in allem treu, demütig, freudig, die ihm übertragenen Arbeiten mit solchem Eifer verrichtete, daß er, wie seine Lebensgeschichte erzählt, oft die Arbeit von vier Personen zu leisten schien. Noch besonders ist seine unbegrenzte Nächstenliebe zu erwähnen, aus Mitleiden mit den Armen entzog er sich selbst das Notwendigste, um ihnen zu helfen; Kränkungen und ungerechte Behandlung erduldet er ohne Murren und Unwillen; wo immer Feindschaft und Streit entstanden, war er der Friedensstifter und keine Beleidigung und Verleumdung konnten seine Geduld ermüden noch seine Liebe vermindern. So erhob er sich durch treue Benutzung der Gnade zu immer größerer Vollkommenheit und Heiligkeit, bis der Herr ihn zu sich nahm um ihn der ihm im Wenigen treulich gewesen, über Vieles zu sehen.

Tand.

Stizze von E. Galm. (Nachdr. verboten.)

Bei G's war schön Wetter.

Frau Monika hatte einen neuen Hut verlangt und der Herr Gemahl hatte den Angriff auf sein Portemonnaie energisch abgewehrt.

Jetzt hochte Frau Monika in ihrem reizenden Boudoir und schmollte, das heißt: sie weinte bittere Tränen über den Unbestand der Männer, über die Herzlosigkeit ihres sonst so lebenswürdigen „Männle“ der es über sich gewann, seinem Frauchen diesen lächerlich-bescheidenen Wunsch — es war der sechste Wunsch in dieser Saison — abzuschlagen.

Unterdes ging „Männle“ mit großen, erregten Schritten nebenan in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Ab und zu blieb er stehen und lauschte; doch im Boudoir blieb still. Die Gnädige verhartete trotzig in ihrem Schmollwinkel und zerknüllte nervös ihr Spizentäschentuch.

„Er konnte lange warten bis sie zu ihm kam. Er sollte schon Nein begeben. Man muß sich die Männer zu ziehen wissen!“ sagte sich die kleine Frau und die hübsche Unterlippe schob sich trotzig vor.

Eine schöne junge Frau hat immer recht. „Männle“ würde schon zur Einsicht kommen. Lieber Gott, es war doch wahrlich keine Kinderlei, wie er behauptete.

Sie besaß einen roten, einen gelben, zwei blaue und einen modisfarbenen Hut. — Er mußte doch einsehen, daß keiner zu ihrem neuen grünen Kostüm paßte! Aber so sind die Männer! Sie haben immer das große Wort: — Logik, Logik, Wo blieb hier die Logik?

Frau Monika weinte stärker; die Spizzen ihres Taschentuches wiesen bereits Defekte auf. O über die egoistischen Männer, denen jedes Verständnis für Geschmack für die Bedürfnisse einer armen Frau fehlen!!!

„Männle“ hatte unterdes seinen Dauerlauf wieder aufgenommen. Seine Stirn war finster zusammengezogen; wirr hing der dunkle Haarschopf hinein. —

Der erste ernste Jank ihrer jungen Gheß!
Harald liebte seine kleine Frau. Er liebte sie wie ein Kind
seine Sonntagspuppe liebt.

Alle Welt bewunderte ihre frische Jugend, ihren capriziösen
Charm. Man beneidete ihn um sein Glück. Und er fand auch,
daß man dazu ein Recht hatte. Wie tadellos verstand die Acht-
zehnjährige sich zu benehmen! Ihre Lebenswürdigkeit gewann
ihr aller Herzen.

Sie war ein Juwel gewesen — — wenn — — ja
es ist eben nichts vollkommen in der Welt — — und alle Ver-
liebtheit täuschte ihn schließlich doch nicht für immer über Moni-
kas Fehler hinweg. Sie war eitel, verschwenderisch und nur —
— weltflüchtig — jene Klugheit des Herzens und des Geistes, die
den Mann allein auf die Dauer zu fesseln vermag, fehlte ihr.

Doch war er nicht auch ein Mensch und hatte seine Fehler?
Nun er sprach sich nicht gerne frei davon. Dennoch erging es
auch ihm, wie fast allen. Er fand, daß die Mängel im Cha-
rakter seiner jungen Frau die seinen weit übertrafen. Es är-
gerte ihn, machte ihn zuweilen ungeduldig, daß sie doch allzu
sehr Weib, nur Weib war. Wo blieb der gute Kamerad, den
er sich in ihr hatte heran zu ziehen gehofft?

Sie waren nun ein halbes Jahr miteinander verheiratet
und es war ihm doch immer nicht gelungen, das in ihr zu
wecken, was ihm allein eine Gewähr für die Dauer ihres
Glückes schien, ihr Verständnis für seine Art. Lag's an ihm,
daß sie immer nur das Püppchen, das Schneidellächchen blieb,
das ihn bald mit weiblichen Künsten um den Finger zu wickeln
verstand, bald ihm in törichter Launenhaftigkeit die Krallen
zeigte? — Verstand er Monika nicht?

Nein — sie war nur zu leicht zu ergründen.
Tiefen gabs nicht. — Er seufzte.
Warum lag Frau Monika jetzt auf der Chaiselongue und
— — schlief. Das lange Warten hatte sie schläfrig gemacht.
Harald öffnete leise die Tür.

Wie sie so dalag, überflossen vom abgedämpften Licht einer
Kampel, die Mundwinkel noch etwas Weinerlich herabgezogen,
einen kindisch trübsigen Zug in dem rosigen Kindergesicht, die
Haare etwas verwirrt, die Arme über der Brust beschränkt,
den geschmeidigen Körper etwas zusammengezogen war sie
ein schlummerndes reizendes Mädchen. — Doch hüte Dich vor
den Krallen der ausgereiften Kape!

Harald durchzuckte unwillkürlich der Gedanke! Doch gleich
wieder lächelte er sich. Nein er tat Monika wohl doch zu
viel Ekze an! Sie würde ihr Vebtag das Kästchen bleiben, un-
vernünftig — kindisch. Er drehte sich zornig auf dem Absatz
herum. Langsam, nachdenklich ging er seinem Zimmer zu.
Würde sich die Luft, die er plötzlich zwischen Monika und sich
sah wieder schliefen? Oder würde der Miß unaufhaltsam wei-
terlassen, sich erweitern?

Er wandte das Gesicht, sah auf die Schläferin. Sie lächelte
— — wohl im Traum. Träumte sie vielleicht von ihm? Der
Gedanke hätte ihn rühren sollen — aber sonderbar — seine
Nerven verfinsterten sich nur noch.

Da bewegten sich Monikas Lippen, bewegten sich im Traum.
„Ich will ihn aber haben — hörst Du — ich will.“ —

Sie träumte von dem verweigerten Gut.

Die törichte kleine Frau und ihr Mann hatte Sorgen, ernste
Sorgen. Sie aber dachte selbst im Traum nur an Tand. —
Und ihr „Männchen“ ließ sie weiterträumen.

Eine Spatzenpredigt.

Das Sprichwort sagt: „Zieh' Dich nicht aus, bis Du schlafen
gehst.“ Oft geben die Leute Hab und Gut den Kindern unter
der Bedingung, daß diese ihre guten Eltern liebevoll bis an
ihr Ende versorgen und pflegen. Das heißt: „Sich ausziehen“,
und den Tod bezeichnet man mit „Schlafengehen“. Da trifft
es sich dann oft, daß ein heiliges Gebot, nämlich das vierte, bald
vergessen wird. Die Kinder leben herrlich und in Freuden, und
die Eltern haben's wie der Lazarus an der Tür des reichen
Brassers. — So ist das erwähnte Sprichwort ein guter Rat
für Vater und Mutter.

Unter allen Umständen und ohne Ausnahme ist es sehr un-
klug von den Eltern gehandelt, ihren Kindern all ihr Ver-
mögen noch bei Lebzeiten zu übergeben und sich denselben aufs
Geratewohl auszuliefern. Das ist so töricht, daß selbst die alte
Schrift davor warnt. Der weise Sirach sagt: „Gib weder
Deinem Sohne, noch Weib, noch Bruder, noch Freunde Ge-
walt über Dich, so lange Du lebst, und übergieb Niemand Dein
Vermögen, damit es Dich nicht etwa reue und Du nicht wieder
darum bitten müßest. So lange Du lebst und atmest, laß Dich
von keinem Wesen irre machen; denn es ist besser, daß Deine
Kinder Dich bitten, als daß Du auf die Hände Deiner Kinder
bliden müßest am Ende der Tage Deines Lebens; zur Zeit
Deines Hinscheidens verteile Deine Erbschaft.“

Das sind goldene Worte. Schreibt sie tief in euer Herz ein,
Eltern! Mag der Sohn oder die Tochter noch so kindlich liebevoll
gefinnt sein, gebet das Vermögen nicht aus der Hand! Ihr wißt
ja nicht, welcher Schwiegersohn und welche Schwiegertochter ins
Haus kommt. Viele Kinder der jetzigen Zeit, bei denen die
Eltern auf Vergebung sind, leben viel zu lange, vielen sind sie
überhaupt lästig und viele geben nur mit Widerwillen, mit
knapper Not, in schlechtem Zustande, unter Schelten u. Flüchen,
was sie ihnen zu geben schuldig sind. Eltern, höret folgende Ge-
schichte zur Belehrung:

„Wie möget ihr euch doch so plagen?“ sagten einst verheiratete
Söhne und Töchter zu ihrem alten Vater; „gebet uns die Last
ab, wirt tragen sie auf unseren jungen Schultern, und es soll
euch gewiß nichts abgehen!“ Der greise Vater aber dachte an
das Sprichwort: „Zieh' dich nicht aus, bis du schlafen gehst,“
und wollte sich nicht ausziehen. — Ueber seinem Fenster war
ein Schwalbennest, aus dem ein frecher Spatz die Schwalben ver-
trieben hatte. Als die jungen Spatzen bald flügge waren, hob
der alte Vater das Nest aus, setzte es in einen Käfig und stellte
diesen in's offene Fenster. Die alten Spatzen fütterten nun die
um „quus austo sig u sig naps uha uawoj qun uodung“
ihnen das nötige Futter zu bringen. Als nun die jungen Spa-
zen ihr Futter allein nahmen, fing der Vater die alten Spatzen
und setzte sie in den Käfig, die jungen aber ließ er in der Stube
herumfliegen, indem er ihnen Brot, Käse, Gerste und Hafer
auf Tellern hinstellte, woran sie sich auch weiblich lustig mach-
ten; den alten Spatzen aber gab er nichts. — „Aber Vater, was
macht ihr denn da?“ fragten die Kinder. — „Nun, ich will ein-
mal sehen, ob die jungen Spatzen den alten, die ihnen so ängst-
lich das Futter suchen mußten, etwas von ihrem Ueberflusse ge-
ben,“ antwortete der Greis. Allein die jungen Spatzen waren
lustig und guter Dinge, fragten, wo sie Lust hatten, und die alten
hungerten und lamentierten um ein Brotsämlein und keiner der
Jungen brachte ihnen etwas. Am andern Tage steckte der Greis
Brot und Käse in den Draht des Käfigs, worin die alten
Spatzen noch saßen, und nahm den Jungen das Futter weg; da
fielen diese gierig über das Futter der Alten her und verzehrten
es, ja, bisßen die Alten zurück, wenn sie sich sättigen wollten.
Da sagte der Greis zu seinen Kindern: „Habt ihr es nun ge-
sehen? Ueberall kann man Nützliches lernen, selbst von den Spa-
zen. Ich habe euch da etwas gezeigt, nämlich das Sprichwort:
„Zieh' dich nicht aus, bis du schlafen gehst,“ und will mir's
fein merken.“ Er behielt Hab und Gut bis an sein Lebensende
und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Die Söhne und Töchter
aber sagten kein Wort mehr. Das ist eine Spatzenpredigt, aber
sie trifft.

Christliche Kinder, denket an Eure Pflichten! Welch ein Ver-
brechen, diejenigen hungern und darben zu lassen, die das Ver-
mögen errungen und die Acker erworben! Wie niederschmet-
ternd ist es, wenn der alte Vater, mit den silberweißen Haaren,
wenn die tiefgebeugte Mutter, mit den tiefen Runzeln im Ge-
sicht, ihre zitternden Hände vor ihrem Kinde aufheben und um
Brot bitten müssen! Wie entsetzlich ist es, wenn die Kinder nicht
warten können, bis die Eltern das hintere Stübchen oder die
Kammer räumen; wenn sie darnach seuchen, das letzte Acker-
lein zu bekommen! Welche Verantwortung, wenn sie in der
Krankheit ihres Vaters oder ihrer Mutter aus Geiz und Hab-
sucht keinen Arzt rufen, weil Doktor und Apotheke zu viel kosten!
Wie herzlos und grausam, wenn sie den hochbetagten Eltern,
die ohnehin mit einem Fuß schon im Grabe stehen, täglich den
Tod wünschen! Liebe Kinder, verachtet Euer Eltern nicht, ver-
süßet ihnen den Abend ihres Lebens und bittet Gott um die
Gnade, Euch dieselben recht lange zu erhalten, damit Ihr Gese-
genheit habet, ihnen ihre Liebe und ihre Opfer entgelten zu
können.

Als Jesus, mit dem Tode ringend, am Kreuze zwischen Erde
und Himmel schwebte, sorgte er noch für seine Mutter Maria.
Er gab und empfahl sie dem Jünger der Liebe, dem hl. Johan-
nes. „Siehe da, Deine Mutter! sprach er zu ihm, und zu seiner
Mutter sagte er: „Stehe da, Deinen Sohn!“ — Kann es denn
für ein Kind etwas Seligeres geben, als denjenigen, denen es
das Leben zu verdanken hat, in aller Liebe vorzukommen, als
zu denjenigen, die es einst auf den Armen getragen und unter
Mühen und Sorgen groß gezogen haben, sagen zu können:
„Kommet zu mir und ruhet bei mir aus von des Lebens Last
und Plage, von Eueren Sorgen und Kummernissen! Ich will
alles mit Euch teilen, Ihr sollt's gut bei mir haben, bis Ihr die
müden Augen schließt!“ Solche Kindesliebe und solch' kindlicher
Danf bedürfen eigentlich keines irdischen Paradieses, sie tragen
ihren Himmel in sich selbst, und später kommt dann der ewige
Himmel für Vater und Sohn, Mutter und Tochter.